

Riegel.

Ein Porträt aus der Schule von Grete Riekmann.

Es ist große Pause. Ich thronen einsam auf der Höhe meines Ratheders. Vor mir gähnt der leere Klassenraum.

Jetzt kommt es „trapp, trapp“ durch den langen, düstern Korridor, dröhnt auf den Steinfliesen — und herein stürmt die kleine Garde.

Zuletzt trabt ein ganz kleiner, dürrer blonden Bursche herein: Riegel. Langsam, phlegmatisch schlurft er dem letzten Platze, seinem Stammplatz, zu.

Jetzt läutet's. Ein Rud geht durch die Klasse.

„Tafeln — vor!“ Bald schreibt Alles emsig. Die Griffel tragen und quetschen, daß mir ein Schauer nach dem anderen über den Rücken läuft.

„Ja, Eure Amerikareise.“ Er druckte eine ganze Weile an der Antwort herum.

„Ach, Vater hat — mir ja — — bloß uhen wollen!“

„Also geht's nicht nach Amerika?“

„Ne, nach der große nicht — man bloß nach eine Bude in de Landsberger Allee, die heißt doch „merita!“

pläne im Schooße der Familie genugsam erörtert worden. Ich ließ also „Vater“ sagen, er solle seinen Sprößling selber abmelden und ging dann zur Tagesordnung über.

Riegel's blondes Köpfchen fielt sich aber in den Augen seiner Kameraden mit einem Nimbus geschmückt. In den Pausen bildeten sich Gruppen um ihn, und nach Schluß des Unterrichts wurde er von der halben Klasse escortirt.

Als ich an dem Trupp vorbeikam, schwirrten mir „merita“ und das „große Schiff“ um die Ohren.

Am nächsten Morgen sagte ich den kühnen Amerikafahrer schon auf dem Schulwege ab. Als er mich sah, wurde er roth; schen suchte er sich an den Häusern entlang zu brüden. Offenbar wollte er mir entfliehen.

Ich holte ihn rasch ein. „Nun, Riegel, wann geht's los?“

„Was denn?“ fragte er möglichst harmlos.

„Na, Eure Amerikareise.“

„Er druckte eine ganze Weile an der Antwort herum.“

„Ach, Vater hat — mir ja — — bloß uhen wollen!“

„Also geht's nicht nach Amerika?“

„Ne, nach der große nicht — man bloß nach eine Bude in de Landsberger Allee, die heißt doch „merita!“

Erlebnisse im Olymp.

Von Margarethe Storm.

Ich bin Buchhalterin mit einem erst in der Entwicklung begriffenen Gehalt, gehöre also nicht zu den Beneidenswerten, welche für Kurusaussagen stets ein gefülltes Portemonnaie besitzen; und doch habe ich auch das Verlangen nach Genüssen, die eigentlich für mich, meinem Geldbeutel nach, nicht da sein dürften, wenigstens nicht oft.

Was soll ich thun? Ich habe einen Ausweg gefunden, wenigstens für die Besuche von Theatern u. s. w., für welche ich eine geradezu leidenschaftliche Vorliebe habe; ich gehe einfach — auf den „Olymp“!

Das greift die materiellen Kräfte nicht zu sehr an, und schön ist's auch für ein bescheidenes Gemüth, und Genüsse hat man „da oben“ auch genug, heitere und ernste, und von beiden Arten will ich hier einiges plaudern!

Ich gehöre zur „Abonnement-Gallerie“ des Berliner Theaters.

Großartig sieht und hört es sich dort — wirklich! Und gemüthlich ist es — davon hat der Ueingezeichnete gar keinen Begriff!

Sie kennen sich alle untereinander, diese Abonnenten der „obersten fünfzig Sitzplätze“, und man muß nicht etwa annehmen, daß es ungebildete Leute sind, welche sich da zusammenfinden.

Da haben wir zuerst eine ganze Anzahl gleich mir im Erwerbleben stehender junger Mädchen der besseren Stände, dann junge Leute, aus den Komptoiren u. s. w., und endlich einige gute Bürgerfamilien, die mit ihren Töchtern gleichsam intognito diese „höhen“ besuchen, weil „man die Stühle doch gesehen haben muß“ und die unteren Plätze bei häufigem Besuch doch zu theuer werden würden.

Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung sind die Olympier und Olympierinnen so ziemlich vollständig versammelt, und ein lebhaftes Austauschen von Begrüßungen beginnt, während allseitig die größte Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit herrscht.

Befindet sich zufällig ein Fremder in der Runde, welcher von einem der Abonnenten das Billet übernommen hat, so wird er zwar zuerst ein wenig forschend gemustert, dann aber freundlich zurecht gewiesen, wo sein Platz ist, wie er am Besten seine Garderobe unterbringt u. s. w.; denn die Liebenswürdigkeit geben diese Abonnenten grundrührlich nicht ab, das wäre ja die ungeheuerliche Verschwendung.

Ist der Gast nett, so wird er, ob Dame oder Herr, bald ebenso lebhaft in die Unterhaltung gezogen wie die Stammgäste; ist er aber hochmüthig, so wird er so lange konsequent „geschnitten“, bis er, was meistens geschieht, sich besonnen hat und reumüthig bittet — mitlachen zu dürfen; wenn es nämlich etwas zu lachen giebt.

Aber, man kann auch sehr ernst und sehr ruhig sein auf dem Theater-Olymp, und ich glaube, daß die Verfasser und vor allen Dingen die Darsteller manchmal mit der Aufmerksamkeit ihres „höher sitzenden“ Publikums mehr zufrieden sein können, als mit der des bei dem Leben „höher stehenden“ im Parquet und in den Logen; denn wahre Kunstbegeisterung erfüllt zum größten Theile diese Besucher der Gallerie.

In den Pausen wird kritisiert, kommentirt und — auch ein wenig misdirt — „tout comme chez nous“ würde die elegante Dame des ersten Ranges erstaunt sagen, wenn sie einmal Zeugin einer solchen Unterhaltung sein könnte.

Und dann ist das Stück zu Ende. Man hilft sich gegenseitig, die Sachen anzulegen, drückt sich die Hand und freut sich schon auf das Wiedersehen zur nächsten Vorstellung; und sollte man verhindern sein, nun so schied man eben einen guten Bekannten, und man weiß, daß er freundlich aufgenommen wird in der Zahl der „Olympier“.

Es war wieder mal sehr schön, denkt ein Jeder und kostet — Summa Summarum inklusive Theaterzettel — 75 Pfennige.

Eine Vorstellung im Opernhaus von Wagners „Donnhäuser“.

In höchster Eile rafe ich zwei Minuten vor Beginn des ersten Aktes die Treppen vom vierten Rang empor, zu dem ich durch besonderen Glückszufall ein Billet „ergattert“ habe — sogar erste Reihe!

Schnell fordere ich einen Theaterzettel, zähle mit einem Marktstück (natürlich habe ich keine Zehnpfennigstücke) und laß' mir in größter Ungeduld von dem Diener neun einzelne Groschen — ausgerechnet denke ich — in die Hand jählen.

Gerade habe ich noch Zeit, mich auf meinem Platze niederzulassen, als der Vorhang in die Höhe geht.

Leise lasse ich die Geldstücke in meine Tasche gleiten. In der Pause werde ich sie ins Portemonnaie thun, überlege ich noch, dann lausche ich in höchster Andacht den Tönen, die von der Bühne zu mir heraufschallen.

In der Pause denke ich natürlich in meiner Begeisterung mit keiner Silbe an den schönen Mammion, und das hätte ja auch weiter nichts geschadet, wenn ich — o, mich schaudert jetzt noch, wenn ich daran denke!

Der sündige Tannhäuser lag vernichtet vor den Stufen des Thrones, Elisabeth sang ihre Bitte für den Besöhnten innig und den Zuhörer bis ins innerste Herz erschütternd. Alles lauschte mit Rührung und in athemloser Stille.

Auch mich hatte die Szene und der Gesang wunderbar ergriffen, und — um eine Thräne der Rührung zu trocken, griff ich in die Tasche, um ein Tuch hervorzuziehen.

Ich kam mit der behandschuhchten Hand nicht recht in die Tasche hinein, zerrte ein Weilschen leise hin und her und zog endlich mit einem energischen Schwaunge bei einem Zipfel das nützliche Requisit aller weidmüthigen Seelen hervor.

Aber — was war das? Wie gelähmt sah ich auf meinem Platze, entsetzt in die Tiefe starrend.

In weitem Bogen flogen Klappernd und klappernd, auf jedem Absatz aufschlagend, meine neun Geldstücke in das Parquet und die unteren Ränge, so daß alle Köpfe herumschlugen und — die Wäde Aller, strafend, spottend und lachend auf mich gerichtet waren.

Man denke nur meine Situation! In diese nur durch die klare, schöne Singstimme unterbrochene andachtsvolle Stille das Geflingel von — ach — es war in die Erde zu sinken!

Auch Gott Amor spielt durchaus nicht nur auf den Theaterplätzen eine Rolle, von denen wir in unserer Vermögenslosigkeit leider sagen müssen: „Sie gefallen uns nicht!“ O, nein, im Gegentheil.

Auch die kleine Kasse, die ich daheim in meine Bude mitbringe, ist ein Abend's begaben wir uns, eine Kollegin und ich, mit freudig pochendem Herzen zu Kroll in die Sommeroper, um d'Andrade, den Sänger von Gottes Gnaden, in seiner Glanzrolle als „Don Juan“ zu hören! Wir stiegen heute nicht bis in die höchsten Höhen, Gott bewahre! Wir hatten Parquet-Billets — natürlich! wie wir in unser schuldiger Menomage erzählten.

Daß wir dabei „zufällig“ das Wort „Steh“ vorher vergaßen — wer wollte uns deshalb verdammen!

Aber es war leider so, wir hatten „Steh-Parquet“, und ich denke, wer diese Situation einmal durchgekostet hat, wird mir Recht geben, daß ich ein gut Theil Begeisterung dazu gehöre, um darin auszuhalten.

Und wir hatten aus, obgleich es uns furchtbar schwer fiel. Eingeteilt in drangvoll fürchterlicher Enge standen wir und lauschten (sehen konnten wir fast gar nichts) und seufzten manchmal ein Wischen, wenn wir daran dachten, wie Anders es so gut hatten, im wirklichen Parquet zu sitzen.

Besonders meine kleine Kollegin schien es bald gar nicht mehr auszuhalten zu können und machte ein gar klägliches Gesicht.

Da wandte sich plötzlich ein seitwärts von ihr stehender, auhergewöhnlich groß und stattlich aussehender Herr zu ihr, dessen Wäde sie schon öfter forschend gestreift hatten, und in höflichem und zugleich gutmüthigem Tone bot er ihr seinen Platz, der allerdings bedeutend besser war, da er sich dicht bei den Sitzreihen des Parquets befand, an.

Die kleine wurde glühend roth, nahm aber das Anerbieten dankend an und schien sich von nun an ganz vorzüglich auf ihrem Platze zu gefallen, wenigstens wandte sie ein paar mal mit ganz glücklichem Lächeln den Kopf nach mir um, wobei dann allerdings der höfliche Ritter auch wohl stets einen freundlichen Blick ertheilt.

In der Pause fragte uns der Riese in verbindlicher Weise, ob er uns nicht ein wenig in den Garten führen dürfe, „da die Damen ja doch die entsetzliche Hitze jedenfalls gar nicht mehr auszuhalten könnten“. D. h. er wandte sich eigentlich nur an meine Begleiterin und schien die Anwendung des Plurals als ein sehr lästiges, aber nicht wegzuleugnendes Uebel zu betrachten. Ich wollte eigentlich ganz kurzweg „nein“ sagen; aber ein Blick in das stehende Gesichtchen da vor mir ließ mich das Wort unterdrücken, und ich machte daher nur den Einwand: „Wir werden unsere mühsam erkundeten Plätze verlieren.“

Ob — darüber lassen Sie mich nur sorgen, lächelte der große Mann beinahe mit Protektormiene, die verschaf-

te ich Ihnen schon wieder, und damit schritt er schon mit meiner Kollegin voran, und es blieb mir nun nichts weiter übrig, als mich ihnen anzuschließen.

Ich ärgerte mich ganz tüchtig über die kleine, denn ich liebe derartige Anknüpfungen durchaus nicht, und nahm mir vor, ihr beim Nachhausegehen ordentlich die Lediten zu lesen; aber — Fräulein Anstand denkt — und Gott Amor lenkt! Denn nachdem unser neuer Kavallerist uns kurz vor Beginn des letzten Aktes in der That ein paar ganz passable Plätze wieder verschafft hatte, auch nach Schluß der Oper gar eifrig für unsere Garderobe sich besorgt gezeigt hatte, bat er in der höflichsten Weise, indem er zugleich seinen Namen, Otto Vorderben, nannte, die Damen nach Hause begleiten zu dürfen.

Ich dankte kurz mit der Begründung, daß ich sofort hier den Omnibus bestiege; aber meine sonst so schüchternen kleine schien heute ganz ausgewechselt zu sein. Sie sagte, fogar mit einem kleinen Anflug von Trotz in der Stimme, obgleich sie dabei schon meinen Blick vermied: „Für mich ist der Weg zu kurz zum fahren — ich laufe.“

„Nun, dann wünsche ich Ihnen einen guten Heimweg“, sagte ich nicht ohne Spott, nicht ihr ziemlich kurz zu, neigte den Kopf ein ganz klein wenig gegen Herrn Otto Vorderben und — itzig stolz wie eine Königin in meinen Omnibus, der mich bald dem Pärchen aus den Augen brachte.

Ob daselbe mir wohl nachweinte? Am anderen Morgen kam Ella Riehl, meine Begleiterin vom vorigen Abend, mit dunstgegrübtem Antlitz und Thränen in den Augen an mein Pult geschritten.

„Ach, liebes Fräulein“, begann sie schüchtern, „bitte, bitte, bitten, denken Sie nicht schlecht von mir; aber — aber — (und nun tiefen die Thränen nur so die Wangen herunter) ich konnte doch nicht anders — und — er sah doch so — gut aus und sprach so treu und ehrlich! Er ist Ingenieur, wie er mir erzählt hat — und Sonntag will er sich den Eltern vorstellen — ach, Fräulein, liebes Fräulein, ist es denn gar so schrecklich, was ich gethan habe?“

Ich hatte der Erzählung der Aufregten mit gemischten Empfindungen gelauscht, sagte aber jetzt, ihr freundlich über das heiße Gesicht streichend:

„Ich denke ganz gewiß nicht schlecht von Ihnen, kleine, und wenn dieser Herr Vorderben wirklich ein so braver Mann ist, wie Sie ihn schildern, und er seinem Aussehen nach auch zu sein scheint, so kann ich Ihnen nur von Herzen gratulieren, und Sie werden gewiß einmal recht glücklich werden.“

Und damit küßte ich sie herzlich.

Ihre Hoffnungen haben sich alle erfüllt.

Der Ingenieur und Ella Riehl sind ein strahlend glückliches Brautpaar geworden, und jetzt gerade vor einem Jahre habe ich auf ihrer Hochzeit getanzt, zu welcher ich ihnen ein schwungvolles Poem über ihr erstes Bekanntwerden in meiner Gesellschaft im „Steh-Parquet“ gestiftet habe.

Auch mir wäre es einmal wahrscheinlich wohl ebenso gut geworden, wenn es nicht schließlich an meinem Stolz und meiner abweisenden Kälte doch wieder gescheitert wäre.

Es war in der „Armania“ und natürlich auch wieder auf dem höchsten Olymp.

Da saß ich neben einem gut und treu aussehenden Mann, der, wenn auch nicht von bestechlicher Anmut, so doch in seiner ganzen Persönlichkeit etwas ungemein Sympathisches hatte. Ich sah es nicht und fühlte doch, daß sein Blick während des Vortrages wieder und immer wieder über mich hinwegstreifte, und daß sein Auge suchte, dem meinigen zu begegnen. Mir wurde heiß und verdort bei seinem Anschauen, und doch empfand ich es nicht als etwas Unangenehmes, Aufdringliches, sondern es zudte beinahe wie ein Glücksgefühl durch mein Inneres. Und doch wandte ich ihm nicht ein einziges Mal das Gesicht zu — ich hätte es nicht getonnt, und wenn mein Leben davon abgegangen hätte.

Und in der Pause redete er mich an. Schlicht und mit ruhigem Ernst sprach er von dem Theater, dem Vortrag und dem Interesse, welches er gerade diesem Institut entgegenbringe, und endlich stellte er sich auch vor:

„Ernst Rübiger, Architekt.“

Ich antwortete ihm, höflich zwar, aber sehr zurückhaltend, und wollte mich nach Schluß der Vorstellung mit kurzem Gruße schnell entfernen, als er, das männliche Gesicht von einer schnellen Wäde bedeckt, mit leiser Stimme bat, ob er mich nicht begleiten dürfe.

Ich hätte ein tiefes Interesse in ihm erweckt, fügte er schnell hinzu, als ich eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte, und er hätte mich schon unten am Billetkhalter bemerkt und deshalb denselben Platz wie ich genommen. Ob ich ihn deshalb zürne?

Setundenlang wogte ein schwerer Kampf in mir. Ich hätte ihm herzlich die Hand entgegenstrecken mögen und sagen: „Auch ich fühle mich zu Ihnen hingezogen.“ Aber mein Stolz und das selbst in mir wurzelnde Prinzip, keinem Unbekannten irgend eine Annäherung zu gestatten, gewannen die Oberhand, und mit einer kurzen und herben Abweisung entfernte ich mich.

Ich sah noch den traurigen Blick sei-

ner Augen, hörte noch sein schmerzliches: „So leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein und vergehen Sie mir“, und dann stand ich in der Garderobe und legte mit zitternden Händen meine Kleider an. Fast mechanisch lenkte ich meine Schritte dem Ausgange zu.

Den dunklen Männerkopf, mit den klugen Augen sah ich nicht mehr, er mochte wohl warten bis ich mich entfernt haben würde. Ich habe ihn auch nie wieder gesehen!

Und doch verläßt mich die Erinnerung an jene Stunde nicht. Stets sehe ich den traurigen Blick, mit dem er mich beim Abschied ansah, vor mir, immer höre ich den schmerzlichen Klang seiner letzten Worte in meinen Ohren.

Das Ehelindruiß.

Eine Geschichte von Peter Rosegger.

Die Dorfleute schelten sich bei guter Laune selbst gerne „Krämer“. Das übertragen sie ganz gut. Wenn sie aber gelegentlich ein anderer so nennt, das vertragen sie nicht. Und sie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören wohl auch zur Handelskammer. Also — wenn sie sich selber „Krämer“ nennen, so ist das Bescheidenheit, und wenn sie andere so nennen, so ist das Unerschämtheit. Manche von ihnen reisen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großverkäufe zu machen. Hier nehmen sie einen Sad Reis, dort ein Kiffel Zibeben, da ein Fäßlein Kaffee, hier drei Zuderhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändchen, da etliche Buch Kanzeipapier u. s. w. Jawohl!

Da sind sie ganz Großkaufmann, beweilen sie sich daheim natürlich als „gerückteste Waarenhandlung“ auf den Kleiderweilchen verlegen müssen. Aber das macht nichts. So hatten sie alle angefangen, auch jene Handelskammer, die später in Großstädten ihre riesigen Waarenhäuser, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Gustel von Oberbach will's auch noch so weit bringen, das heißt, er selber ist mit der Krämererei zu Oberbach vollaus zufrieden, aber sein Sohn einmal, wenn er Glück hat —! Der Gustel sitzt mit seinem Oberbach in einem Landwirth, in welchen bisher noch keine Eisenbahn hingefunden hat. Und so ist der Gustel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großverkäufe zu machen. Dort wohnt er gute Quellen. Im Denken und Reden war er sonst etwas schwerfällig und nicht der Geschickteste, aber was das Geschäft betraf, da stellte er seinen Mann, und sein Handel breitete sich aus über unterschiedliche „Branschen“. So pflegte er auch die „Bransch“ der Sämereien. In einer Vorstadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schloßberge stand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner selber funktelte nicht, auch die Augen seines Töchterleins konnte man ganz so weit nicht funkteln sehen, aber die Glashäuser funktelten, in denen der Gärtner seine Tropenwelt hatte. Also dort fand sich der Gustel öfter ein mit seiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbarere Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu weit war, so ging er mit der Kraxe so zwischen den Beeten hin, und bewunderte die üppigen Köpfe und die leuchtenden Theerosen und die Raketen hinter den Glaswänden und die — Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, daß der Gustel ein hübscher junger Mann war und daß die Niße bisweilen eine rothe Nelke pflückte, wie sie ihm in's Anflod zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatlamen, Kleeblumen, Kirschen gekauft hatte, gab ihm die Niße als Draufgabe noch ein volles Döschen mit, da war der „Allerlei — Blümel — Samen“ drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und herauf im Frühommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was man hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingepflanzt hatte? Lauter blaue Bergkriemeln und brennend rechte Herkulesblümel! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdentlich gemacht. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funktelnden Krämererei, da kam ihm die Niße noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Niße hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden gingen Arm in Arm und sahen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen würde. Seine Meinung wäre, daß es regnen sollte, auf der Straße habe es schon einen abschleudigen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre? Es würde auch in Oberbach staubig zu kommen, um zu sehen, wie er lebe. Das wäre schön.

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie machte sich schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht. Im darauffolgenden Herbst erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche, von einer guten Freundin, wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nadttes Kindelein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild taum gemeint sein, weil das Kindelein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wußte nicht recht, was er sich davon denken sollte, versiedete aber den Brief, daß ihn Niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rothe Stridwolle einkaufte, hieß ihn niederzusehen, und bewies ihm für den Korb das Paket zusammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartenlamen?“

„Wird es sein, daß ich wieder einen brauche“, antwortete der Gustel.

„Ich glaube —“ sagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer schalkhaft an. „Mich dünkt, Sie werden ohnehin schon wieder erwartet draußen in der Grünserei.“

„So! Hat er heuer besonders guten Samen?“

„Ich dent' schon. — Gut ist's, da haben Sie Ihre Sachen.“ Damit warf er das Paket in den Korb und setzte sich zu seinem Knechten, zu dem mittlerweile auch eine Flasche Wein gekommen war. Er schenkte zwei Gläser voll.

„Leben sollen's, Herr Gustel!“

„Ebensoviel!“

Sie stießen an und tranken.

„Ah, der Wein ist aber gut,“ sagte der Gustel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen lassen hinaus zum Gärtner?“

„Warum denn nicht,“ sagte der Gustel. „Der Weg ist breit genug für alle zwei.“

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jeht im Winter.“

„Einen Pelz kann man recht gut verkaufen,“ antwortete der Gustel.

„Herr Gustel“, sagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achsel: „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Ich weiß ja schon von der Sache. Ich sage Ihnen das Eine, Sie haben bloß zuzugreifen.“

„Ich? Wo?“

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!“

„Die Niße. Ein liebes Mädel ist's, ich sag's gleich, wie ich mir's denke.“

„Also machen Sie Ernst.“

„Mit der Niße, meinen Sie?“

fragte der Gustel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen.“

„Wieso nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt ist das Mädel in Sie. Und die Alten sagen; In Gottesnamen. Verlassen Sie sich auf mich. Und kriegen ein paar Tausend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu verzachten — was?“

„Wohl wahr, nicht zu verzachten,“ gab der Gustel bei.

„Nun sehen Sie. Und fleißig ist das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Biesel, im Haus, im Garten, überall, wo's noth thut. Das wird eine Muster-Hausfrau. Sie können keine bessere kriegen.“

Der Gustel trug sich hinter den Ohren, im abschalten Haar, und meinte: „Es ist halt so eine Sache! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen.“

„Sie glauben, daß sich das Mädel nicht auf das Land wird schicken können. Oh, ich sage Ihnen, die schickt sich in Alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geschäft gerade so gut verkaufen, wie den Garten.“

Der Gustel trank einmal, wischte sich mit dem Kermel die Lippen ab und sagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es ist halt ein Ehelindruiß.“

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?“

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grimmel“, er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheirathet.“

Gütige Tage.

(Von Franz Everts.) Die Wasser quellen am Grunde, Der Thauwind weht so weich Und singt mit leisem Munde Vom draußen Frühlingsreich, Und die alten Bäume regen Sich in der feuchten Luft, Sie träumen vom Sonnenregen Und jungem Blütenhauch

Helle Kinderlächeln steigen Aus den Gärten so langesproh; Die Stare in den Zweigen Pfeifen jubilo — Und du kannst im Abendgrauen, Wenn die Tage still vergehn, An den Wegen und auf den Auen Leise Engel wandeln seh'n.

Ein kleines Mißverständnis. „Mir scheint, Ihrem Munde ist nicht zu trauen?“ „D, dem können Sie ruhig eine Briefstache mit dem Inhalte von zehntausend Dollars anvertrauen — nicht ein Dollar wird Ihnen fehlen.“